

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 115

Posen, den 22. Mai 1929

3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

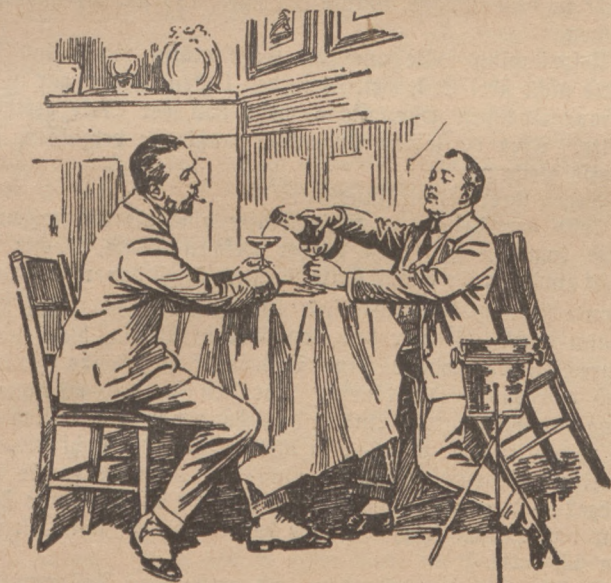
Von Otto Krad.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie traten in ihre alte Weinstube, in der sie auch ihren Stammtisch hatten, setzten sich in eine Nische, und Marnitz bestellte seinen herben, trockenen Champagner, den er am liebsten trank.

Steffen widersprach nicht, ließ es ruhig geschehen. Ihm war es gleich, einerlei. Er dachte nicht mehr an seine Frau, nicht mehr an das, was der Kleine eben gesagt hatte — er dachte nur an den Freund, den er so unerwartet getroffen hatte, nur an das, was er auf dem Herzen hatte, an die Aussprache, die er herbeiführen wollte — herbeiführen um jeden Preis. Klar mußte es zwischen ihnen sein — klar, wie es immer gewesen war — ihr lebelang — bis zu seiner Heirat, bis er eine Frau hatte . . .



Marnitz schien dasselbe Gefühl zu haben, schien bereit, zu hören, Rede und Antwort zu stehen. Er drehte die Flasche im Eislübel, schenkte ein, hob das Glas und stieß mit Steffen an. „Nun sieht man mal wieder zusammen — nach langer Zeit, was? Also zum Wohl, alter Junge —!“

„Zum Wohl —!“

Ja, nach langer Zeit.

Aber warum —? Warum hatte es sich geändert, konnte es nicht mehr so sein wie früher —? Wer hatte die Schuld? Er? Oder seine Frau? Oder sie alle beide? Wie war das geschehen, konnte das überhaupt geschehen? So ganz langsam, ganz allmählich, daß man es gar nicht merkte. Als ob man geschlafen hätte, und nun, da man erwachte, sah man es — klar, deutlich, unverrückbar. Eine Tatsache, eine Wirklichkeit, die nicht hinwegzuleugnen war, die bestand.

Und daß es einmal so kommen konnte — zwischen ihnen beiden — das hatte er nie geglaubt — nie und nimmermehr — hatte er auch nicht im leisesten geahnt. Gerade das Gegenteil hatte er erwartet — ja, hatte bestimmt geglaubt, daß ihre Freundschaft sich noch fester knüpfen, sich verstärken, ver-

tiefen müßte, hatte sich im stillen gefreut, dem Freund einen häuslichen Herd, ein Heim, eine zweite Heimat zu bieten — ihm, dem Eingänger, dem Junggesellen, der allein, für sich, unter Fremden lebte, von Fremden umgeben war und doch auch seine schwachen Stunden hatte — jene Stunden, in denen die Einsamkeit fühlbar wurde, wehmütig stimmte und bebrückte, in denen er sich nach lieben Menschen sehnte, nach Wärme und häuslichem Glück. — Wer hatte diese Sehnsucht nicht —? Doch jeder, jeder unter der Sonne!

Marnitz saß ihm gegenüber, etwas seitwärts gewandt, den Arm auf der Stuhllehne, die Beine übereinandergeschlagen, rauchte schweigend eine Zigarette nach der anderen, hörte zu, sah ins Leere, unterbrach ihn mit keinem Wort.

Steffen wartete.

Endlich die Antwort. Aber nicht lächelnd, spöttisch, wie gewöhnlich, nein, ernst, fast bitter: „Sehr schön — ja — wär' sehr schön gewesen — alles, was du willst — aber wo gibst's das? Vielleicht auf einem anderen Stern — hier unten selten — höchst selten, mein guter Steffen. Wenn die Siebe anfängt, hat die Freundschaft meist ein Ende —“

„Aber nein —! Was du nicht sagst —!“

„Aber ja — aber ja — die beiden können nicht Kameradschaft halten, vertragen sich schlecht. Erlebt man ja alle Tage, hört man alle Tage, braucht nur die Augen und Ohren aufzumachen! Auch Freunde geraten sich in die Haare, erzürnen sich, grollen — eine Zeitlang — aber nicht für immer — besinnen sich, geben sich wieder die Hand. Wenn sie auseinanderkommen, sich trennen, Feinde werden — oft die bittersten Feinde — wer ist die Ursache? Wer hat schuld —? Unsere lieben Frauen —“

„Du gehst zu weit. So allgemein kann man das doch nicht behaupten —!“

„O ja. Beinahe ganz allgemein.“

„Und der Grund —? Woher das —?“

„Der Grund —? Eifersucht — weiter nichts —“

„Aber ich bitte dich — das hat doch keinen Sinn! Was nimmt denn der Freund der Frau —?“

„Sinn — Sinn — Sinn —!“ Marnitz warf den Kopf hin und her, wurde fast ärgerlich. „Natürlich hat es keinen Sinn, nimmt der Freund nichts der Frau. Aber was sagt das —? Gar nichts. Mit Vernunft ist hier doch nichts zu machen. Vergebliches Bemühen, alter Junge. Kannst dich totreden und bist am Ende so klug wie zu Anfang. Hör' zu! Das junge Mädchen, das heiratet, will nicht teilen, möchte ihren Mann für sich haben, ihr allein gehörig wissen, alle Bande lösen, die ihn mit der Vergangenheit, mit Jugendentheiten und -sünden verknüpfen. Aber unmöglich, das kann sie nicht, denn sie hat diese Vergangenheit immer vor Augen, da steht sie, leibhaftig und körperlich: der Freund — siehst du, das ist's! Darum ist ihr der Freund im vorhinein ein Dorn im Auge, ihr natürlicher Gegner, ihr Feind, und nicht er allein — es kann Bruder und Schwester sein, an dem der Mann hängt. So ist's, mein Junge — schön ja nicht, aber wahr — leider wahr —!“

Steffen sah auf den Tisch, drehte den Kelch in der Hand.

„Möglich ja —,“ sagte er endlich sinnend, „in vielen Fällen wird's so sein —“

„In tausend und aber tausend — in den meisten Fällen —“

„Und du meinst — auch — auch bei mir —?“

Marnitz rührte sich nicht. „Nein — nicht persönlich werden — davon ist nicht die Rede —“

Steffen warf ihm einen Blick hinüber, hob die Stimme. „Aber darum handelt es sich — das möcht' ich wissen —“

Marnitz blieb stumm, zuckte die Achseln.

„Ich bitte dich, Klaus, sei offen — ich möchte Klarheit zwischen uns, Klarheit und Wahrheit.“

Der kleine Doktor gab sich einen Ruck, drehte sich um, legte beide Arme auf den Tisch, beugte den Kopf vor und sah Steffen mit seinen scharfen Augen an.

„Gut — wenn du willst — meinetwegen — bei dir ist's nicht anders — nein — dasselbe — ganz dasselbe —“

„So . . .“

„Ja —“

„Also wegen meiner Frau — —“

„Ja —“

„Aber — aber — was hat sie denn getan —?“

„Gefan? — Nichts! — Hier gibt's keine Tatsachen, keine Zeugnisse, keine Beweise. Das ist Gefühlsache — reine Gefühlsache. — Oder bin ich schuld, wie? Meinst du das? — Nein, Liebster. Ich bin gebeten worden — einmal — zweimal — dreimal —, und ich bin gekommen — einmal — zweimal — dreimal —, nicht wahr? Aber war's wie früher, was? Hand aufs Herz! — Rein. — Jemand stand zwischen uns: deine Frau.“

„Vielleicht hast du Recht.“ Steffens Stimme klang gedämpft, traurig.

„Gewiß hab' ich recht,“ — Marnitz streckte die Hand über den Tisch, legte sie wie begütigend auf Steffens Arm — „aber sei nicht böse, alter Junge. Wir beide können ja nichts dafür und bleiben, was wir sind? — Im übrigen — was nicht ist, kann ja noch werden. Auch Frauen befehlen sich, werden vernünftig, weise; auch das hat man erlebt! Und darauf wollen wir trinken. — Komm!“

Sie saßen noch lange bei einander, die halbe Nacht, sprachen von diesem und jenem, kamen aber, wie von selbst, wie unter einem Zwang, immer wieder darauf zurück, was sie zusammengeführt hatte. Sie hatten ihr Herz ausgeschüttet, hatten einander gesagt, was ihnen auf der Seele lag, hatten sich ausgesprochen.

Aber war es damit anders geworden — anders und besser? Nein. —

Als sie auseinander gingen, reichten sie sich die Hände, hielten sie länger fest als gewöhnlich. Wie zum Abschied — ja — als ob sie Abschied voneinander nehmen wollten.

Ein Abend wie in alter Zeit, in alter Freundschaft — wie früher —, aber vielleicht zum letztenmal — vielleicht war es der letzte Abend gewesen?

Steffen war das Herz schwer. Weh und wund. Als hätte er seinen Freund verloren, den einzigen Freund, den er besaß . . .

4.

Früh setzte der Sommer ein. Nach einem kühlen, feuchten, unwirklichen Mai ein stiller, warmer, stidiger Juni. Unveränderliches Wetter. Tage und Tage. Wochen und Wochen. Kein Wind, der Wolken, keine Wolke, die Regen brachte. Kein Tropfen vom Himmel. Und fiel es einmal naß, kam ein kurzer Schauer, war alles gleich verschwunden, aufgesogen. Schwüle, drückende Luft. Eine unerträgliche Hitze. Die Erde schmachtete. Der Boden wie Zunder. Überall Trockenheit, Dürre. An Büschen und Bäumen welke, vertrocknete Blätter. Nichts schöß auf, wuchs, gedieh. Klagen überall. Wie sollt es werden! Ein schlimmes, schweres Jahr, ein Hungerjahr.

Und nun erst in der Stadt. In der Großstadt. In der endlosen Steinwüste, den engen Straßen. Zwischen den hohen Häusern, den dicken Mauern, die die Sonne auffingen, festhielten, zurückstrahlten. Eine Glut, eine brütende Glut. Wie in einem Backofen. Die Baumreihen grau und gelbbraun, wie im Herbst, voll Staub und Schmutz. Ein trostloser Anblick.

Eine Leidenszeit. Eine Qual für die Menschen, die dahinschliefen, langsam und schwer, als hätten sie Blei in den Gliedern, perlenden Schweiß auf der Stirn, wie Leidende, Kranke. Und kein Mittel dagegen, kein Schutz. Man war wehrlos, machtlos, mußte dulden und aushalten, denn die Pflicht rief, die Arbeit, der Beruf. Einen Tag und alle Tage.

Alles, was nicht gebunden, was frei und unabhängig war, packte die Koffer und machte sich aus dem Staube — in wahren Sinne des Wortes —, flüchtete in die Nähe und Ferne, in die kühlen Berge, an die frische See.

Die Begüterten — die Glücklichen! Aber die Minderzahl. Wie wenige waren es — verschwindend wenige — man spürte es gar nicht. Das Straßenbild veränderte sich kaum, war wie

gewöhnlich. Die Menge blieb, mußte bleiben. Die große Menge. Das Heer der Arbeiter. Das Volk . . .

Baumeister Wolbe war lange fort. Er und die ganze Familie, die Frau und die Kinder. Und mit ihnen Herr Hahnbusch und Gattin. Man hatte sich geeinigt, war über- eingekommen, gemeinschaftlich zu reisen.

Sonderbar. Wie die beiden Jüngsten zusammenhielten, Werner und Erika, die ähnlich veranlagt waren, mehr nach der geistigen, künstlerischen Seite hin, so die beiden älteren, Dietrich und Verta, die sich an den greifbaren Genüssen dieses Daseins genügen ließen und für andere, höhere Dinge wenig übrig hatten.

Ursprünglich wollte man an die Nordsee, nach Westerland oder Norderney. Aber Wolbes Hausarzt war dagegen — wegen der beiden Kleinen, für die die Luft zu rauh, zu kräftig war. Lieber die mildere, weichere Ostsee.

Aber die unzähligen Bäder — eines neben dem andern — die ganze Küste entlang — große und kleine — ländliche und städtische. Und jedes hatte seine Reize, seine Vorzüge und Nachteile. Eine schwierige Wahl.

Bis endlich Warnemünde den Ausschlag gab. Aus verschiedenen Gründen. Erstens war es nicht zu still und abgelegen, bot Unterhaltung und Abwechslung — in der Nähe die alte Stadt Rostock und die vielen Ausflug- und Badeorte, die man besuchen konnte: links Heiligenbaum, Doberan, Brunsbüttel, Ahrenshoop, Travemünde, Lübeck, und rechts: Mützig und Graal, Bußtrum, Ahrenshoop. Und dann die größeren Seefahrten, die man machen konnte, nach den Inseln Moen und Bornholm, mit dem Fährschiff nach Dänemark, hinüber nach Danzig und nach Riga.

Außerdem die bequeme Lage, die angenehme Verbindung. In Berlin stieg man ein, und im Ort stieg man aus. Eine Reise von rund vier Stunden. Für den Baumeister ein wichtiger Umstand, falls etwas vorfiel im Geschäft, seine Anwesenheit nötig oder erwünscht war. Man brauchte sich nicht zu beunruhigen, konnte still sitzen und sich des Daseins freuen.

Ursprünglich sollte auch die Geheimrätin mit. Und sie hatte nicht übel Lust, weil sie in den letzten Jahren gar nicht herausgekommen war, nichts mehr von der Welt gesehen hatte. Aber im letzten Augenblick mußte sie verzichten, zu Hause bleiben.

Wegen ihrer beiden Jüngsten.

Erika war bei ihr in Schlachtensee, und als die scheidende Hitze kam, die gar nicht wieder weichen wollte, mochte sie nicht zurück in die Stadt, hatte förmlich Angst davor. Warum konnte sie nicht draußen sein? Draußen bleiben? Und ihr Mann auch? Er war den Tag über in Berlin, hielt seine Sprechstunden, machte seine Besuche, fuhr abends hinaus und morgens wieder hinein. Das ließ sich doch einrichten, ging doch ganz gut! — Und in dem Haus war so viel Platz — so unendlich viel Platz —, so viel Räume, die nicht benutzt wurden. Warum sollten sie nicht? — Wem waren sie im Wege? — Niemand. Im Gegenteile: die Mama freute sich, war von Herzen froh, wenn sie bei ihr waren, wenn sie sie um sich hatte.

Steffen war einverstanden, gab gern seine Zustimmung. Sehr gern sogar. Nach seiner langen Abwesenheit im vergangenen Jahr war es ihm nur recht, wenn einmal nicht gereist wurde, wenn er bei der Arbeit bleiben, seinem Beruf nachgehen konnte. Und mußte es durchaus sein — später —, im Hochsommer oder Herbst war immer noch Zeit.

Die Geheimrätin hatte aber noch eine andere Sorge, die sie nicht fortließ: ihren Werner, der sich mit absonderlichen, beinahe abenteuerlichen Plänen trug, der sich eine eigene Zukunft zurechtzimmern wollte.

Sie wußte längst Bescheid, hatte das Vertrauen — wie all ihrer Kinder — so auch des jüngsten Sohns, der ihr ohne Scheu sein Herz ausschüttete, seine leidenschaftliche Liebe zu der jungen Sängerin gestand. Und die Mama saß da, hörte still zu, hatte nichts dawider, wenn er seiner Neigung folgte.

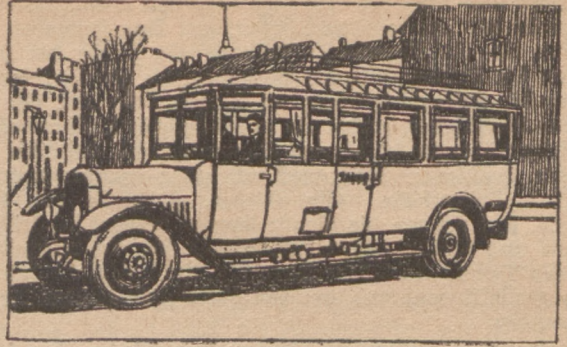
Sie ließ ihn gewähren, ließ ihn ruhig seiner Wege gehen, wenn's ihn nicht mehr hielt, wenn's ihn nach der Geliebten zog, die diese Spielzeit in Leipzig war. Und jede Woche fuhr er — einmal, zweimal — alle paar Tage —, und kam jedesmal zurück voller Glück und Seligkeit . . .

(Fortsetzung folgt.)

Von der Postkutsche zum Reiseomnibus.

Man vermisst etwas nie so stark wie gerade in dem Augenblick, wo man es nicht haben kann. Wer von uns hätte sich nicht, wenn er bei einem Spaziergang auf der Landstraße in dem Staub der dahinjagenden Automobile fast erstickte, die Zeit der Postkutsche mit ihrer ganzen Romantik, ihrem beschaulichen Dahingleiten durch die Landschaft zurückgewünscht? Nichts zeigt deutlicher, wie der Begriff der „guten alten Zeit“ immer mehr verschwindet, als wenn man einmal die Entwicklung betrachtet, die gerade die Post durchgemacht hat von Urgroßvaterszeiten bis heute.

Vor vierhundert Jahren war es, als die Fürsten von Thurn und Taxis eine Organisation, die die



... und so fährt man heute über die Landstraße.

richtsmittel bei uns entwickelt und eingebürgert hat, kann man ersehen, wenn man hört, daß 1881 Berlin ein Reg. von nur 94 Teilnehmern hatte.

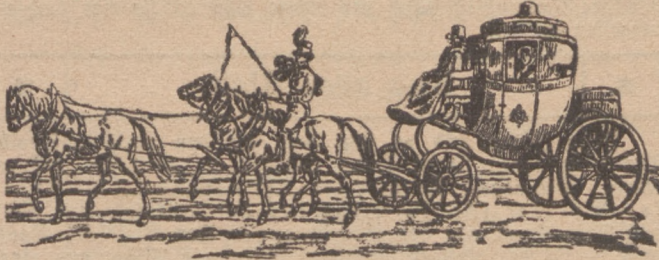
Wenn auch heute die Personenbeförderung immer mehr hinter die Brief- und Paketbeförderung zurückgetreten ist, so macht sich in der allerjüngsten Zeit doch wieder ein großer Zustrom des reisenden Publikums, hauptsächlich bei kürzeren Entfernungen, auf die Personenomnibusse bemerkbar. Gut gefedert, mit allem Komfort und jeder Bequemlichkeit ausgestattet, durchfahren sie die Lande, und oft erinnert ihr harmonisches Signal an das Tönen des Horns der Postkutsche, und somit ist wieder ein kleiner Teil der früheren Romantik unserer sachlich stürmenden Zeit abgetroht worden: das Reisen über die Landstraße.

Das Pfingsbier der Halloren.

Die Halloren sind jener alte, in Halle a. S. ansässige Volksstamm, dessen Herkunft man bisher trotz vieler Bemühungen nicht mit Sicherheit hat bestimmen können. Die einen betrachten sie als Abkömmlinge der alten wendischen Bevölkerung, andere wollen keltisches Blut in ihnen konstatieren, und eine dritte Meinung geht dahin, daß sie die Nachkommen des unfreien Teiles der ältesten fränkischen Kolonie seien. Sie bildeten in früherer Zeit eine abgeschlossene Gemeinde für sich und sahen mit Sorgfalt darauf, daß sie sich nicht durch Heirat mit anderen Bewohnern Halles vermischten. Auf die Dauer war dieses Prinzip jedoch nicht gut durchführbar. Welcher Abkunft sie deshalb auch immer sein mögen — ungemischtes Blut fließt wohl schwerlich noch in einer der heutigen Hallorenfamilien.

Von den mannigfachen Sitten und Gewohnheiten, die die Halloren aus alter Zeit bis auf den heutigen Tag beibehalten haben, ist wohl die Feier des sogenannten Pfingsbieres die bekannteste. Vierzehn Tage nach Pfingsten wird das fröhliche Fest von ihnen begangen. Es hat seinen Ursprung in einem alten Abkommen, das den nahe bei Halle gelegenen staatlichen Gutshof Giebichenstein verpflichtete, den Halloren alljährlich zu Pfingsten eine bestimmte Menge Bier zu spenden. Bis in die vierziger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts hinein wurde das Bier auch pünktlich zu jedem Pfingsfest in natura geliefert. Als die Giebichensteiner Gutsbrauerei dann einging, wandelte man die Spende in eine entsprechende Geldsumme um, die die Halloren noch heute beziehen und für die sie sich im „Paradies“, dem ältesten Schanklokal der Stadt Halle, ihr Pfingsbier herriichten lassen.

Das Fest geht auf folgende Weise vor sich: In den ersten Nachmittagsstunden des bewußten Sonntags finden sich die Ureinwohner Halles in ihrer alten schmucken Volkstracht in dem ehrwürdigen Hofe des alten Residenzgebäudes ein. Die Jüngeren unter ihnen tragen statt der Dreimaster frische Kränze von Frühlingsblumen auf dem Haar und in den Händen blütenumrannte Thyrsosstäbe. Viele unter den Älteren sind mit dem Abzeichen ihrer besonderen Würden versehen. Die schönen, wertvollen Silberbecher, die die alte Hallorenbruderschaft ihr eigen nennt, werden aus der Kellerei, wo sie für gewöhnlich aufbewahrt werden, hervorgeholt und mit dem ersten kühlen Trunk gefüllt. Auf ihre silbernen Botale sind die Halloren nicht wenig stolz. Sie haben sie bei den Guldigungen, die sie jedem preussischen König persönlich darbringen durften, als Zeichen fürstlichen

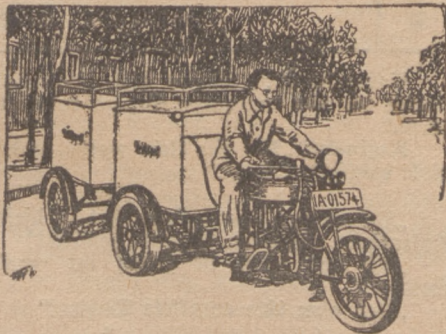


So reisten noch unsere Großeltern...

eigentliche Grundlage der heutigen Reichspost bildete, ins Leben riefen. Aber damals war es nicht so einfach, wenn man eine Reise unternehmen wollte, wie heute, wo man sich nur in ein modernes Verkehrsmittel setzt, um schon nach kurzer oder längerer Zeit am Ziel zu sein. Damals rüstete man sich zu einer größeren Reise mit der Postkutsche, wie wenn man heute eine Expedition nach Turkestan unternimmt. Man nahm Abschied von seinen lieben Anverwandten, nachdem man vorher fürsorglich sein Testament gemacht hatte, und vertraute sich der Postkutsche und Gott an. Dann ging die Reise los, durch alle möglichen Hindernisse unterbrochen, kam man nach Tagen an das Ziel, das man heute bequem in einigen Stunden erreichen kann. So fuhr man beispielsweise von Dresden nach Leipzig zwei Tage lang, von Dresden nach München fünf Tage und von Wien nach Karlsbad vierzig Stunden. Poeten wie Goethe und Eichendorff durchstreichten träumerisch in der Postkutsche die Lande, Mozart fuhr, immer neue Eindrücke sammelnd, in einer solchen Postkutsche nach Prag.

Dann aber brachte die Eisenbahn eine gewaltige Umgestaltung des Postwesens. Der Krieg von 1870/71 und die Reichsgründung schufen die Grundbedingung zu einer Einrichtung, die sich über das ganze Reich erstreckte. Damals fand sich in dem Generalpostmeister und späteren Staatssekretär Stephan ein Mann, dessen Organisationsgabe und persönliche Willenskraft eines der größten Unternehmen aus der Erde stammten: die Deutsche Reichspost. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus drang der Name dieses genialen Organisators, dessen Lebenswerk die Gründung des Weltpostvereins war. Wie sehr wir alle von der Post abhängen, empfinden wir täglich von neuem. Ist es doch in erster Linie die Post, die uns die Verbindung mit

den Menschen, von denen wir räumlich getrennt sind, immer wieder vermittelt. Stadt und Land, Heimat und Uebersee, zwischen allen diesen Dingen spannt die Post ihre Fäden. Jeder Gewerbetreibende ist auf sie angewiesen, da sie das ganze Zeitungs- und Nachrichtenwesen und nicht minder die Sozialversicherung trägt. — Vor neue Aufgaben wurde die Post gestellt, als die Fernschreibung erfunden wurde. 1875 hatte Deutschland über 166 000 Kilometer Zeitungen. 20 Jahre später bereits 584 000 Kilometer. Dann kam die Einführung des Fernsprechers. Wie rapide sich gerade dieses moderne Nach-



Der Motor im Dienste der Reichspost: Schnelligkeit bedeutet alles.

Wie rapide sich gerade dieses moderne Nach-

Wohlwollens empfangen, jedesmal zugleich mit einer totpörr gestickten Fahne. Man reißt die Potale herum und laßt sich, bis die lichtgekleideten Halloren mädchen herbeigefahren kommen und somit der Umzug beginnen kann. Unter dem Vortritt des sogenannten „Boten“ mit dem lenkenden Stab nimmt die Musikkapelle Aufstellung. Es folgen der Hauptmann der Bruderschaft, die Vorstände, die Fahnenräger, sodann die Kranzjungfrauen im Wagen. Es läßt sich kaum etwas Lieblicheres denken als so ein frisches Halloren mädchen in seiner überaus kleidsamen Stammestracht. Es trägt einen steifen, hellblauen Glodenrock mit einer darübergeworfenen weißen Spizenhülle. Ein Nieder, gleichfalls von blauer Farbe, legt sich um die Brust; daraus hervor, sich leicht um Arme und Nacken schmiegend, haucht sich ein reichgesticktes, weißes Hemd. Auf dem Haar sitzt ein prächtiges Häubchen aus Goldfiligran, und um den Hals sind goldene Ketten gewunden.

Im Zuge stellen sich hinter dem Wagen der jungen Mädchen noch mehrere Fahnenräger auf, dann kommen die übrigen Mitglieder der Bruderschaft, alt und jung. Die Musikkapelle setzt ein, und der Zug verläßt den Hof der Residenz. Durch die dichtgedrängten Scharen der halleischen Bevölkerung, die dem Treiben der Halloren immer mit regem Interesse folgt, nimmt er seinen Weg am alten Solbrunnen vorbei nach dem schattigen Garten des „Paradieses“, wo er sich auflöst. Man nimmt an den festlich bereiteten Tischen unter den prachtvollen Bäumen des Paradiesgartens Platz, um beim Klang der Kapelle einen der silbernen Humpen nach dem andern in fröhlicher Stimmung zu leeren. Zwischendurch findet der Tanz um die Pfingstmaien statt. Das gibt ein frohbewegtes Bild von einem Farbenspiel, wie es dem Auge nur selten geboten wird. An den Tischen läßt sich die Jugend den altberühmten, reich mit Rosinen verfehten „Hallor enfuchen“ munden. Bis in den späten Abend hinein feiern so die Halloren in althergebrachter Weise ihr Pfingstbier, ihr Pfingstfest.

„Mailäfer fliege!“

Keinem zweiten deutschen Käfer ist seit jeher soviel Interesse zugewandt worden wie dem Mailäfer. Und er ist in manchen Punkten ein sonderbares Insekt, dessen Kommen die Jugend mit Freude, der Landwirt und der Forstmann, der Gärtner und der Obstzüchter mit großer Besorgnis entgegensehen, namentlich in den sogenannten Flugjahren, in welchen der Mailäfer in ungeheuren Massen auftritt.

„Mailäfer —? — Kein Verständiger kann sie lieben, Und hassen muß sie, wen den Grün entzückt, Das nach des Winters letztem Flodenstieben Mit zartem Anhauch Wald und Garten schmückt.“

Der Schaden, den die Tierchen, in Massen auftretend, anrichten können, ist viel gewaltiger, als mancher ahnt, der einen dieser Missetäter wieder in Freiheit läßt mit dem schönen Verschen: „Mailäfer fliege, — Dein Vater ist im Kriege, — Deine Mutter ist in Pommerland, — Pommerland ist abgebrannt.“ — Wie abgebrannt sieht ein Wald oder Obstgarten aus, in dem die Mailäfer ihr Quartier aufgeschlagen haben.

Der Mailäfer ist, wenn wir ihn zu Gesicht bekommen, eigentlich schon ein recht alter Bursche. Er hat dann meist bereits vier Jahre unter der Erde verbracht, und zwar in ganz anderer Gestalt. Das Weibchen des Käfers verkrüppelt sich im August, bohrt sich im lockeren Erdreich einen Gang und legt hier, etwa 6 bis 10 Zentimeter tief unter der Oberfläche, einige Häufchen Eier, 10 bis 30 Stück, in den Boden ab. Dann kommt das Sterben in der Erde, wenn das Weibchen nicht vorzieht, noch einige Stunden in Luft und Licht zu tauchen, um draußen sein Dasein zu beschließen. Nach 4 bis 6 Wochen kriechen die Larven, die sogenannten Engerlinge, aus den Eiern und nähren sich von Wurzelfäserchen; je größer sie werden, desto stärker werden ihre Fresswerkzeuge, um so gefäßiger wird der Schädling, denn seine Arbeit besteht ja nur im Fressen.

Der Naturforscher und die spielende Jugend unterscheiden verschiedenartige Arten von Mailäfern, und zwar Walb-, Wiesen- und Feldmailäfer, schwarzbeinige und rotbeinige. Der Käfer mit rotem Halschild heißt „Kaiser“ oder „König“, in manchen Gegenden „Kottirke“ mit schwarzer Halsbede und schwarzen Beinen „Schornsteinfeger“, der mit weißlicher Halsbede „Müller“ usw.

Ein Mailäfer vermag im Verhältnis 21mal mehr zu

ziehen als ein Pferd, während die Biene 30mal mehr zieht. Das Pferd schleppt sechs Siebentel seines Gewichtes, der Mailäfer das Bierzehnfache.

Gedenktage.

22. Mai. Der Schöpfer des Sherlock Holmes. Freunde der Kriminalgeschichte — und wer wird sich da ausschließen — können am 22. Mai den 70. Geburtstag des Sir Arthur Conan Doyle feiern, dem wir die Gestalt des längst zur sprichwörtlichen Figur gewordenen Sherlock Holmes verdanken. Conan Doyle ist 1859 in Edinburgh geboren. Von 1882 bis 1890 wirkte er als Arzt in Southsea. Seit 1891 erschienen dann die klug komponierten, wirklich spannenden Abenteuer- und Kriminalgeschichten, die bald begeisterte Verehrer fanden. Die Abenteuer des Sherlock Holmes, „Der Hund von Baskerville“ und andere, die ja auch von der Bühne her ihre Wirkung taten. Wenn heute auch längst Wallace Trumpf ist, wird der Name Sherlock Holmes doch unvergessen bleiben.

Aus aller Welt.

Zehn Jahre sind es jetzt her, seit den verhängnisvollen Tagen in denen Deutschlands Schicksal in Versailles besiegelt wurde. Die neueste Nummer der „Münchener Illustrierten Presse“ (Nr. 20) bringt aus diesem Anlaß eine Reihe von Aufnahmen von den Vorgängen auf der Versailler Konferenz. — In der gleichen Nummer finden wir Bilder aus einem Orient, der nur 500 Kilometer von München entfernt ist. — Daß Löwen klettern können, ersieht man aus den interessanten Aufnahmen eines englischen Obersten in Ostafrika. — Sehr merkwürdig sind die Photographien, die den wandernden Schatten des Zeppelins während einer Fahrt über Süddeutschland zeigen. — Dr. Erich Salomon erzählt an Hand von eigenhändigen Aufnahmen, wie er Chamberlain und Baldwin photographierte.

Ueberschlägige Junghühner in kurzer Zeit zu mästen. Die Tiere kommen in einen nicht zu hellen, aber sauberen Raum, der ihnen nicht viel Bewegungsmöglichkeit geben darf. Dort werden sie oft gefüttert, erhalten aber immer nur kleine Mengen, und zwar abwechselnd Weizen und gekochte geschälte Kartoffeln nebst Kleie, Schrot und Fleischfuttermehl. Im weiteren Wechsel bekommen die Tiere auch eingeeuquellten oder gekochten Mais, in Milch geweichtes Brot, gekochte Gerstengrüße, außerdem Hirse, Buchweizen, kleingehackte Fleischreste, Grünzeug und schließlich noch etwas Kalk und Sand. Besterer ist unbedingt nötig, ebenso Grünzeug und Fleisch; von dem anderen braucht man nicht notwendig alles zu geben, sondern kann das weglassen bzw. anderswie ersetzen, was nicht in der eigenen Wirtschaft gewonnen wird und nur schwierig zu beschaffen ist. In etwa vier Wochen werden so gehaltene Junghühner ausgemästet sein. S., Förster.

Die Bienenlaus hat etwa die Größe eines Hirsekorns, ist rotbraun gefärbt und ungeflügelt. Nicht immer kommt sie einzeln auf den Bienen vor — die Königinnen werden gewöhnlich bevorzugt —, sondern auch in beträchtlichen Mengen. Sind viele Bienen von dem Schmarotzer befallen, so bringt man Pappdeckel auf den Boden des Stockes und bläst Rauch hinein, bis die Bienen durcheinander fallen. Mit den Pappdeckeln werden dann die darauf gefallen Bienenläuse herausgezogen und vernichtet. Das Gemüll muß überdies öfters beseitigt werden. S., Förster.

fröhliche Ecke.

Gouvernante: „Schäme dich, Reginald! Als ich klein war, konnte ich alle englischen Könige vorwärts und rückwärts auf-sagen.“

Reginald: „Als Sie klein waren, gab es noch lange nicht so viele englische Könige.“

*

„Bei meiner Tante Anna hat in diesem Jahr der Rissfinger Aufenthalt tatsächlich Wunder gewirkt!“

„Ach was! Sie ist gewiß ihr veraltetes Leiden los geworden?“

„Ne, aber ihre veraltete Tochter!“

*

Dreijähriger Knabe: „Mutti, Vater hat aus Versehen die Vase hier zerbrochen, wie er wegging.“

„Meine Vase! Na, er soll bloß nach Hause kommen!“

„Darf ich so lange aufbleiben?“

*

„Wann wünscht der Herr Professor morgen früh geweckt zu werden?“

„Das muß ich mir noch überlegen; ich werde mal darüber schlafen!“